

Abstinente Offiziere.

Abstinente Offiziere traf ich zuerst auf einem an der Beschickung Libaus beteiligten Panzerkreuzer. Auch ein großer Teil der Mannschaft auf diesem Schiff trank keinen Alkohol. Die Offiziere waren Mitglieder des Vereins der abstinenten Offiziere in der Marine; die abstinenten Soldaten gehörten ebenfalls irgendeiner Abstinenzvereinigung an. Der da glaubt, gerade auf einem Schiff sei, bei dem Mangel an gesellschaftlichem Leben und an Unterhaltungen, der Alkohol als Gesellschaftler, Sorgenbrecher, Anreger, Zeitvertreiber usw. unbedingt erforderlich, konnte hier vom Gegenteil sich überzeugen. Ich fand selten gefestigtere und harmlos fröhlichere Menschen als diese Abstinente. In den Freistunden ergötzen sie sich bei allerhand Abhalten, konnten dabei ausgelassen lustig werden; aber ihre Heiterkeit hatte nichts zu tun mit dem lärmenden Aufgeräumte, mit dem Schreien und Aufspringen, das meistens als Folgen reichlichen Alkoholgenußes eher abstoßend als anziehend wirkt. Die Unterhaltungen der Leute waren anregender in Scherz und Ernst als die durch Alkohol angefeuchteten. Lange weile aber das Gefühl der Edele kam in diesem Kreise nicht auf. Die Schwere und große Verantwortung des Dienstes auf den Schiffen hat in Marinetreffen das Beispiel und die Vorbereit für Enthaltensamkeit schon vor einer Reihe von Jahren herandrängen lassen. Die Engländer haben schon seit etwa 50 Jahren militärische Vereinigungen von Abstinente. Die englische Marine zählt 25 000, die englische Armee 50 000 enthaltensame Offiziere und Mannschaften. Ungefähr ein halbes Jahr vor Beginn des Krieges bildete sich auch in Deutschland eine Vereinigung von abstinenten Offizieren in der Armee. Sie entfaltet im Felde eine geräuschlose, aber rührige Tätigkeit. In ihren Schriften wird wohl auf die fülligen Schäden des Genußtrinkens hingewiesen, vorwiegend jedoch läßt man die bösen gesundheitlichen Folgen des Rauschtranks als Grund der Verbeurteilung hervortreten. Nicht mit Predigen, sondern mit gutem Beispiel sollen die Mitglieder werden und wirken. In einem vor dem Kriege herausgegebenen Flugblatt heißt es u. a.: „Dem schweren Uebel des Volkalkoholismus gegenüber wirkt aber erfahrungsgemäß kein „Nähigkeit“-Predigen, sondern nur das lebendige Beispiel der persönlichen Enthaltensamkeit...“ Der Erfolg, den die abstinenten Offiziere mit ihrem Wesen und Beispiel vor Augen haben, ist die Steigerung der kriegerischen Fähigkeiten. Der gesunde und widerstandsfähigste Mann wird am meisten leisten, und da der Alkohol an den geistigen und körperlichen Kräften Raub baut treibt, sollte der Soldat ihn gänzlich meiden. Aus solcher Ueberzeugung heraus tritt man denn auch der Auffassung entgegen, als ob kleine Mengen Alkohol bei großer Kälte, Hitze, Rasse und großen Marschleistungen vorteilhaft seien. Durch Einzelbeispiele sowie Stimmen aus den Schützengraben wird das Urteil unterstützt, daß der enthaltensame Soldat unter sonst gleichen Verhältnissen stets der Leistungsfähigere, der am wenigsten Krankheitsunterworfen sei. Wiederholt wird auf die „Deutsche Kriegssanitätsordnung“ verwiesen, die unter Ziffer 416 folgendes ausspricht: „Der Alkohol wirkt zwar anfangs belebend, beim Genuß größerer Mengen aber alsbald erschöpfend. — Die Erfahrung lehrt, daß enthaltensame Soldaten den Kriegstropagen am besten widerstehen! Alkoholische Getränke sind daher nur mit größter Vorsicht zu gewähren und auf dem Marsche ganz zu vermeiden. Bei Kälte Alkohol zur Erwärmung zu gebrauchen, ist gefährlich. Seine wärmende Wirkung ist trügerisch...“ Ein besonderes Flugblatt ist zur Abwehr der Raskame herausgegeben worden, die von Alkoholinteressenten aus geschäftlichen Gründen mit dem Telegramm des Kronprinzen verbreitet worden ist. Während das Telegramm in unerschörter Weise Raskamezwecken dienen mußte, sei die nachträgliche Erläuterung, daß der Kronprinz den Alkohol nicht als Verpflegungsbestandteil, sondern nur als Medikament gefordert habe, wenig bekannt geworden. — Das paßt auch nicht ins Geschäft! — In den Schriften der Vereinigung wird auch die Frage aufgeworfen: „Hat nun gerade der Offizier besonderen Anlaß, sich mit der Alkoholkontrolle zu beschäftigen?“ Die Antwort lautet: „In der Zeit zunächst schon aus persönlichen Gründen. Die alkoholische Trinksittlichkeit im gesellschaftlichen Leben der Offiziere noch eine bedeutende Rolle, ihr kann sich zumal der jüngere und erst recht der angehende Offizier meist nur dann ganz entziehen, wenn er eine außerordentliche Energie und Charakterstärke besitzt. Und schließlich wird er

Näht: „Die Alkoholbekämpfung muß zur Volkssache werden. In erster Linie müssen Meer und Flotte Pfanzstätten des Enthaltensamkeitsgedankens werden.“
Doch der Trinkschwund ein Unflug, eine Herabwürdigung der Persönlichkeit ist, kann niemand bestreiten.
Die Mitglieder übernehmen durch den Eintritt während ihrer Zugehörigkeit zur Vereinigung die Verpflichtung, sich sämtlicher alkoholischer Getränke, wie Bier, Wein, Obstwein, Branntwein usw. zu enthalten. Mit der Mitgliedschaft ist keinerlei Verpflichtung zur Verbeurteilung verbunden. Die Mitgliedschaft erstreckt sich mit der Aufgabe der Enthaltensamkeit.
Der Jahresmitgliedsbeitrag beträgt für Mitglieder und Freunde 3 M., wofür die Zeitschrift „Die Abstinenz“ umsonst geliefert wird.
(a) D.

Kleines Feuilleton. Das Berliner Theatergeschäft.

Die erste kurze Epoche der Verwirrung und Nüchternheit, die zu Kriegsbeginn naturgemäß sich im deutschen Theaterbetriebe einstellte, machte, als man auf die Erfordernisse und die Bedingungen der neuen Zeit eingestellt war, doppeltem Ernst und Eifer Platz. Das zweite Kriegsjahr des Theaters in Deutschland, dessen wirtschaftlichen Stand War Epstein in einem sachverständigen Rückblick in der „Schaubühne“ bespricht, zeigte sich nicht nur stark genug, um etwaigen finanziellen Ansehungen des Krieges zu widerstehen, sondern der Durchschritt der deutschen Bühnen war sogar in der Lage, die künstlerischen Leistungen eine beständige Zunahme und Festigung der Einkünfte zu verzeichnen. Was der Theaterbetrieb in Berlin von der Mitte des ersten Kriegsjahres an versprochen hat, das hat der zweite Kriegswinter auch voll und in dieser Beziehung gehalten. Im allgemeinen war der Besuch über alle Erwartungen gut. Dementsprechend wurden die anfangs stark reduzierten Gagen nach und nach wieder erhöht und die meisten der deutschen Bühnen zahlen heute volle Friedensgehälter. Auch die an die Autoren abzugebenden Lantienme wurden wieder in ihrem Prozentsatz verbessert, und die Aktien an die Eigentümer der Theatergebäude wurden teils erhöht, teils wieder voll ausbezahlt. Während in früheren Friedensjahren stets mindestens ein Berliner Theaterunternehmen im Laufe einer Spielzeit einen sogenannten „Nach“ zu erleben pflegte, wurde das allmählich solider gewordene Theatergeschäft in den Reichshauptstädten Deutschlands und Oesterreichs im zweiten Kriegswinter nicht durch einen einzigen Zusammenbruch gestört. Es ist im Gegenteil eine Konsolidierung festzustellen, die allem Anschein nach auch weiterhin fortschreiten wird. Wenn einige ernste Bühnen darüber klagen, daß ihre Einnahmen hinter denen im Frieden zurückstehen, so darf man in den meisten Fällen annehmen, daß es sich hierbei nicht um einen Verlust an sich, sondern meist nur um eine Verringerung des Gewinnes handelt. Doch auch die Ausfälle für den Sommer nicht schmerzlos sein können, beweist die Tatsache, daß fast sämtliche Theater sich entschlossen haben, weiter zu spielen, aber von Sommerpächtern spielen zu lassen. Der stets gute Theaterbetrieb während des Krieges wird dahin erklärt, daß er die Beiläufigkeit, die unter anderweitigen Verschärfungen der Lebensbedingung in eingeschränkt werden mußte. Hier liegt auch wohl der Grund dafür, daß die großstädtischen Theater vor den Begleitererscheinungen des Krieges viel weniger betroffen wurden, als die kleinen und kleinsten Bühnen in der Provinz.

Das Gas im Kriege.

Auf der Hauptversammlung der Gas- und Wasserfachmänner, die in Berlin tagte, sprach Direktor Gase-Lübke über den Einfluß des Krieges auf die Gasindustrie.
Der Krieg hat das fertig gebracht, was jahrelang technische und wissenschaftliche Streben, sowie weitgehende Bemühungen der Verbeurteiligten nicht völlig erreichen konnten, daß das Gas Allgemeinut der Bevölkerung geworden ist. Man hat erkannt, daß die Versorgung der Kasse ihre beste Ausnahmungsform ist, und daß das Gas unter den Ersatzmitteln für das Petroleum an erster Stelle steht. Der Zuwachs an Gasverbrauch beträgt in der Kriegszeit an einigen Orten bis zu 45 Proz. Selbstverständlich hat auch die Gasindustrie ihre Kriegsjahre, aber alle entstehenden technischen

Schwierigkeiten konnten bisher glücklich überwunden werden, insbesondere kann die Versorgung der Gaswerke mit Kohlen als gesichert erscheinen. Freilich bilden die Kohlenpreise für die Gaswerke ein unerfreuliches Kapitel. Es mußten vereinzelt Preissteigerungen von über 100 Proz. in den Kauf genommen werden. Die Rentabilität der Werke hat in den meisten Fällen gelitten. Im Durchschnitt ist ein Rückgang des Reingewinns um 30 Proz. zu verzeichnen. Bei 30 Proz. aller Gaswerke in Deutschland wurde eine Erhöhung des Gaspreises um 1—2 Pfennige eingeführt, 10 Proz. beabsichtigen eine solche und etwa 54 Proz. haben eine Erhöhung abgelehnt. Fast allgemein erfolgte die Erhöhung lediglich, um den Haushalt des Gaswerkes auf den Friedensstand zu bringen. In einigen Fällen bestand jedoch auch die Absicht, noch für andere städtische Zwecke Geld verfügbar zu machen. Ein solches Vorgehen ist gefährlich und zweifellos ungewöhnlich und lausmännlich unrichtig. Es wären grundfalsch, die Gaswerke als mitleidende Kuh für den Stadtsäckel ansehen zu wollen.
In der anschließenden Erörterung wies Geh. Rat. Bunte-Narkstraße auch auf die großen Verdienste hin, die sich die jüngere Schwester der Gasindustrie, die Kaserne, in der Kriegszeit erworben habe. Gerade dadurch, daß unsere Kaserne nach dem Vorbild der Gasanstalt mit Destillationshöfen arbeiten und so die wichtigen Nebenprodukte gewinnen, haben wir dem Ausland eine wichtige Waffe voraus. Direktor Terhaerst-Rürnberg schilderte die Vorratanlage, die die Stadt Nürnberg in Verbindung mit dem städtischen Gaswerk geschaffen habe und die sich vorzüglich bewährt habe. In technischer Beziehung bedeuten solche Anlagen eine Ausnutzung der bisher ungenutzten Wärme der Gasabgasen, in wirtschaftlicher Hinsicht sie gerade für die Städte ein Gegengewicht gegen zu hohe Preise von Dörrgemüse, das in privaten Anlagen hergestellt wird. Die Vorratanlage in Nürnberg ist seit 15. September mit bestem Erfolg in Betrieb. Direktor Lempelius-Berlin äußerte sich über die Wirkung der Sommerzeit auf die Gaswerke. In Zeitungsnachrichten habe man lesen können, daß durch die Sommerzeit der Gasabgab heruntergegangen sei; das sei richtig, aber auch falsch. Tatsächlich ist gegenüber den entsprechenden Monaten des Vorjahres ein Mehrabgab vorhanden. Die Sommerzeit hat nur eine gewisse Entlastung der Gaswerke herbeigeführt, indem sie nur eine noch weitere Steigerung verhinderte.

Notizen.

- Theaterchronik. Der Bedekind-Phylus in den Kammertheatern endet Sonnabend, den 1. Juli, mit dem „Erdgeist“. — Das Deutsche Opernhaus wird auch in diesem Sommer eine Sommerpielzeit einlegen. Sie beginnt am Mittwoch, den 5. Juli, mit Jean v. Suppés Oper „Vocaccio“.
- Kunstchronik. Die Sommerausstellung des Sturm, Potsdamer Straße 134a, gibt einen Gesamtüberblick über den Expressionismus, Kubismus und Futurismus. Die Ausstellung ist täglich von 10 bis 8 Uhr und Sonntags von 11 bis 8 Uhr geöffnet.
- Eine Gedächtnisfeier für Scholem Aleichem, den längst verstorbenen jüdischen Dichter, veranstaltet am Sonntag, den 2. Juli, 5 Uhr nachm., im Lehrervereinshaus, Alexanderstr. 41, der jüdische literarische Verein Berol.
- Die neuen Briefmarken. Infolge Erhöhung der Postgebühren werden neue Briefmarken erforderlich. Zunächst kommt als Ergänzungsmarkte für Postkarten und Dreibriefe, die künftig 7 1/2 Pf. kosten werden, eine Marke zu 2 1/2 Pf., die in hellgrauer Farbe hergestellt wird, zur Einführung. Weiter wird eine Marke zu 7 1/2 Pf. und die Postkarte zu 7 1/2 Pf., und für Briefe noch auswärts bis 20 Gramm eine Marke zu 15 Pf. eingeführt. Die bisherigen Marken werden daneben beibehalten.
- Einer, der die Frauenmoden abschaffen will. Ein Hamburger Handelskullehrer, der sich rüchmt, Veranlassung zur Einführung der Sommerzeit gegeben zu haben, will nunmehr den Modeeufel bekämpfen. In einer Eingabe an den Bundesrat verlangt er, dieser solle nur ganz bestimmte einfache Formen für Kleidungsstücke, Hüte, Stiefel usw. zulassen und die Herstellung und die Einfuhr aller andern verbieten.
Dieser Staatssozialismus, der in die intimsten Angelegenheiten des Individuums eingreifen will, ist zwar nichts Neues, da schon verschiedene Utopisten dergleichen vorgelesen haben. Neu ist nur, daß er unter dem Druck des Krieges von einem Nichtsozialisten gefordert wird.

Warum?

Von Leo Tolstol.

(Schluß)

XII.

Der Kosak Danilo Wfanow war aus Strjelski Umet auf der Obtschki-Sorte. Er war vierunddreißig Jahre alt und diente im letzten Monat seiner Kosakendienstzeit. In seiner Familie war ein alter neunzigjähriger Großvater, der sich noch an Pugatschew erinnerte, zwei Brüder, die Schwiegertochter des ältesten Bruders, der wegen seiner Zugehörigkeit zum alten Glauben als Sträfling nach Sibirien verbannt war, sein Weib, zwei Töchter und zwei Söhne. Sein Vater war im Kriege gegen die Franzosen getötet. Er war der Keilsteine im Hause. In der Wirtschaft waren sechzehn Pferde, zwei Joch Ochsen, und es wurden einhundertfünfzig Scheffel eigenem schuldensfreien Acker gepflügt und mit Weizen besät. Er, Danilo, hatte in Orenburg und Kasan gedient und jetzt ging seine Zeit zu Ende. Er hielt fest am alten Glauben, rauchte nicht, trank nicht, ah nicht mit Andersgläubigen aus einer Schüssel und hielt ebenfalls streng den Eid. In allen seinen Handlungen war er langsam, aber fest entschlossen und genau, und auf die Befehle, die ihm von seinen Vorgesetzten erteilt wurden, verwandte er seine ganze Aufmerksamkeit, und so lange nicht alles so ausgeführt war, wie er es verstand, vergah er nicht einen Augenblick seinen Auftrag. Jetzt war ihm aufgetragen, zwei Polinnen mit Särgen so nach Saratow zu eskortieren, daß ihnen unterwegs kein Leid geschähe und daß sie friedlich reisten und keine Ungehörigkeiten begingen; in Saratow sollte er sie richtig an die Behörde ausliefern. So hatte er sie denn mit samt dem Hündchen und ihren Särgen nach Saratow gebracht. Die Weiber waren friedlich, freundlich, zwar Polinnen, taten aber nichts Böses. Als er dagegen hier in der Prokonsulats-Vorstadt abends am Reisewagen vorüberging, sah er, wie das Hündchen in den Wagen sprang, dort wuschelte und mit dem Schwanz wedelte, und unter dem Sitz erkante eine Stimme. Als eine von den Polinnen, die alte, das Hündchen im Wagen sah, erschrak sie über etwas, nahm das Hündchen und trug es fort.
„Da ist irgend etwas nicht in Ordnung,“ dachte der Kosak und begann aufzupassen. Als die junge Polin nachts zum Wagen kam, stellte er sich schlafend und hörte deutlich eine Männerstimme aus dem Kasten. Frühmorgens ging er zur Polizei und meldete, die Polinnen, die ihm anvertraut wären, reisten nicht in guter Absicht, sondern führten statt der Leichen einen lebendigen Menschen im Kasten mit sich.
Als Albina in ihrer heiteren, entzückten Stimmung und in der festen Ueberzeugung, daß jetzt alles zu Ende und sie in einigen Tagen frei seien, zum Gasthof kam, sah sie dort

Erstaunen ein elegantes Gespann mit freiem Weisepferd und zwei Kosaken am Tor halten. Im Tor aber drängte sich das Volk und blickte in den Hof.
Sie war so voller Hoffnung und Energie, daß ihr der Gedanke, das Gespann und die sich drängende Volksmenge ständen in irgendeiner Beziehung zu ihr, gar nicht in den Kopf kam. Sie trat in den Hof, blickte im selben Augenblick unter das Schutzhack, wo ihr Wagen stand, sah, daß das Volk sich eben um ihren Wagen drängte, und hörte gleichzeitig das verzweifelte Gebell Amis. Das schrecklichste war geschehen, was nur geschehen konnte. Vor dem Wagen stand im Glanze seiner faubren Uniform mit im Sonnenlicht strahlenden Knöpfen, Knäselstücken und lackierten Stiefeln ein stattlicher Mann mit schwarzem Bardenbart und sprach laut, schrill und in befehlendem Tone. Vor ihm stand in Bauernkleidung, mit Heu im wirren Haar, zwischen zwei Soldaten ihr Joch und hob und senkte seine mächtigen Schultern, als verstände er nicht, was um ihn voringe. Ami, der nicht wußte, daß er die Ursache allen Unglücks sei, bellte mit gesträubtem Haar den Polizeimeister an. Als Wigurski Albina sah, zuckte er zusammen und wollte zu ihr gehen, aber die Soldaten hielten ihn zurück.
„Ist nichts, Albina, gar nichts!“ sagte Wigurski mit seinem schlächternen Lächeln.
„Ah, da ist ja die Dame selbst!“ meinte der Polizeimeister. „Bitte, hierher. Sind das die Säрге Ihrer Kinder, ah?“ deutete er auf Wigurski.
Albina antwortete nicht, öffnete nur den Mund, griff sich an die Brust und blickte erschreckt auf ihren Gatten.
Wie es in Augenblicken kurz vor dem Tode und überhaupt in entscheidenden Minuten des Lebens geschieht, so dunkelste und durchdachte sie im Ru einen ganzen Abgrund von Gefühlen und Gedanken und verstand dabei noch nicht, glaubte noch nicht an ihr Unglück. Ihr erstes Gefühl war eine ihr längst bekannte Empfindung, nämlich die gefrankten Stöße beim Anblick ihres heldenhaften Gatten, der vor den rohen wilden Menschen gedemütigt wurde, die ihn jetzt in ihrer Macht hatten. Wie konnten sie es wagen, ihn, den besten aller Menschen, festzuhalten? Die zweite Empfindung, die sie gleichzeitig überkam, war das Bewußtsein eines geschehenen Unglücks. Dieses Unglück aber rief in ihr die Erinnerung an das Hauptinglück ihres Lebens, den Tod ihrer Kinder, nach. Und sofort entstand in ihr die Frage: Warum? Warum waren ihr die Kinder genommen? Die Frage aber: warum ihr die Kinder genommen? rief sofort die weitere Frage hervor: Warum verdarb, qualte man jetzt den geliebten, den besten aller Menschen, ihren Gatten? Und sofort dachte sie daran, welche schimpfliche Strafe ihn erwartete, und daß sie, sie allein schuld daran sei.
„In welchem Verhältnis steht er zu Ihnen? Ist er Ihr Gatte?“ wiederholte der Polizeimeister.
„Warum? Warum?“ kochte sie, doch in ein hysterisches

Gelächter aus und fiel auf den jetzt vom Bod genommenen und neben dem Wagen stehenden Kasten.
Vom Schluchzen geschüttelt, trat Rudwika mit tränenüberströmtem Gesicht zu ihr.
„Herrin, liebste Herrin! Bei Gott, es geschieht ja nichts, gar nichts!“ sagte sie und rang verzweifelt die Hände über ihr.
Man legte Wigurski Handschellen an und führte ihn vom Hofe. Als Albina das sah, lief sie hinter ihm her.
„Vergelt, vergelt mir!“ rief sie. „Ich bin an allem schuld, ich allein!“
„Das werden wir schon herausbekommen, wer der Schuldige ist. Sie kommen auch an die Reihe,“ sagte der Polizeimeister und drängte sie mit dem Arm zurück.
Wigurski wurde zur Ueberfahrt gebracht und Albina ging, ohne zu wissen, warum sie das tat, hinterher und hörte nicht auf das Juchzen Rudwikas.
Der Kosak Danilo Wfanow stand während der ganzen Zeit neben dem Räder des Reisewagens und blickte finstern bald auf den Polizeimeister, bald auf Albina, bald auf die eigenen Füße.
Als Wigurski weggebracht war, kam das allein gebliebene Hündchen Ami schweißwedelnd an ihn heran und umschmeichelte ihn. Es hatte sich auf der Reise an ihn gewöhnt. Der Kosak riefte plötzlich vom Wagen fort, rief seine Nähe vom Kopfe, schleuderte sie mit aller Kraft auf die Erde, entfernte Ami durch einen Fußtritt und ging in eine Schenke. In der Schenke forderte er Branntwein und trank Tag und Nacht, vertrank alles, was er besah, und hörte erst in der nächsten Nacht, als er im Strafengraben erwachte, auf, an die qualende Frage zu denken: ob er gut daran getan, der Behörde von dem polnischen Kanne im Kasten Meldung zu machen.
Wigurski kam vor Gericht und wurde wegen der Flucht zum Spiehrutenlaufen durch tausend Mann verurteilt. Seine Verwandten und Wanda, die Beziehungen in Petersburg hatten, erwirkten ihm Strafmilderung, und er wurde zu lebenslänglicher An siedelung nach Sibirien verbannt. Albina reiste ihm nach.
Der Kaiser Nikolai Pawlowitsch aber freute sich darüber, daß er die Hydra der Revolution nicht nur in Polen, sondern in ganz Europa erwürgt habe, und war stolz darauf, die Prinzipien des russischen Selbstherrschertums nicht verlegt, und zum Teil des russischen Volkes Polen in russischem Besitz behalten zu haben. Und die Herren mit Ordenssternen und in goldgestickten Uniformen priesen ihn derart dafür, daß er aufrichtig glaubte, er sei ein großer Mann, und sein Leben sei eine große Wohlthat für die Menschheit und besonders für die Russen, auf deren Verderb und Verdummung alle seine sträfle unbewußt gerichtet waren.



